

Eine Idee setzt sich durch

Zur Geschichte des Filmmagazins critic.de

Es begann nicht mit Wut, sondern mit einer Mischung aus Eitelkeit und Pragmatismus. Als wir vor 16 Jahren critic.de gründeten, waren wir uns sicher: Unsere Stimmen fehlen und wir können etwas daran ändern. VON VON FRÉDÉRIC JAEGER



Frédéric Jaeger moderiert eine Diskussion bei der Woche der Kritik.

Über einen Aushang an der Uni sowie Mails an Freund*innen und Bekannte war eine kleine Gruppe Studierender und Promovierender zusammengekommen, um ein neues Online-Filmmagazin zu gründen. Die meisten kamen wie ich aus der Filmwissenschaft, einige hatten auch Kultur-, Medien- oder Theaterwissenschaft studiert. Diese Vielfalt der Disziplinen speiste viele unserer Texte: Die Analyse der künstlerischen Mittel war für uns das A und O.

Es entstand keine feste Redaktion im klassischen Sinn, ohnehin war in den ersten Jahren alles Ehrenamt und völlig unkommerziell. Ständig klopfen neue Leute an, andere hörten auf. Nach und nach etablierte sich eine Gemeinschaft.

Was die Redakteur*innen und Autor*innen von critic.de bei allen Unterschieden in Temperamenten, Filmvorlieben und Schreibstilen verband, war etwas Grundsätzliches: Die Idee, dass das Kino sehr viel komplexer, vielschichtiger und interessanter ist, als das, was darüber in deutschsprachigen Medien zu lesen und zu hören war.

Ideologiekritik als Frage danach, welche politischen Ideen und Paradigmen durch Filme eingeschleust werden,

spielte durchaus eine Rolle. Noch wichtiger aber war die sich verfestigende Idee, dass Kunst sich erst gesellschaftlich zusammensetzt, nicht zuletzt auch durch die Kritik. In diesen Jahren las ich zum ersten Mal Bourdieu. Ein Zitat von ihm steht in den Leitsätzen, die wir uns nach einer Weile gaben. Zur Kritik schreibt er: „Über sie kann die sinnliche Liebe zum Kunstwerk sich in einer Art amor intellectualis rei vollenden.“ Gemeint ist, dass die Kritik diese Fähigkeit dann haben kann, wenn sie offenlegt, was die Kunst notwendig macht, was sie bedingt, wie sie entsteht. Natürlich waren die wenigsten von uns imstande – ich am allerwenigsten – diesen Anspruch einzulösen. Immerhin hatten wir ein Ziel.

Die Krise der Printmedien war im Jahr 2004 bereits im vollen Gange, die Blätter wurden dünner, Freie erhielten weniger Aufträge, und Redakteur*innen hatten mehr Zeit- und Auflagen-Druck. Der Blick des jungen Filmliebhabers war jedoch kein verständnisvoller, denn eine Zeit ohne Medienkrise hatte ich nicht gekannt. Und was ich da las, ob im Feuilleton oder im Netz, waren Texte, die sich mit Filmen beschäftigten, als wären sie keine. Als wären sie Anlässe, um über andere Dinge zu schreiben, vornehmlich über Themen, die Filme reduzieren zu



auf künstlich erzeugten Eventwellen mitzusurfen, auf Kampagnen, Debatten und Scheindebatten zu reagieren.“ Liest man daraufhin die Einlassung von Cristina Nord, frühere Filmkritikerin der taz und heute Leiterin des Berlinale Forums, fügt sich das Bild zusammen, das uns so missfiel: „Da Neustarts meist das Erzählkino privilegieren und damit eine Filmkritik hervorbringen, die sich dem Psychologisieren und dem Nacherzählen verschreibt, entsteht die Monokultur, die mich betrübt. Durch den Hang zum Event im Medien- und Kulturbetrieb wird diese Entwicklung hin zur Einförmigkeit vorangetrieben.“

So resigniert das klingen mag, wollten Nord wie Nicodemus natürlich zum Widerstand aufrufen. Je nach Möglichkeit, je nach Umfeld, je nach Können. Wir bei critic.de mussten uns erst noch in Widersprüche verwickeln, um zu verstehen, was hinter diesem Relativismus steckt. Das kulminierte Ende der 2000er, Anfang der 10er Jahre. Der verhältnismäßige Erfolg unserer kleinen Publikation hatte dazu geführt, dass wir versuchten, Geld einzuspielen, zu wachsen, dem Team eine finanzielle Perspektive zu bieten. Doch das Geld, das reinkam, reichte hinten und vorne nicht. Vor allem nicht für unsere ehrgeizigen Pläne, eine freie, unkompromittierte, ganz und gar nicht service-orientierte Filmkritik zu verbinden mit einer Full-Service-Plattform, die von steigenden Werbeeinnahmen abhängig ist. Immer mehr Zeit und Kraft floß in die technologischen Dimensionen, in Infotexte, in Masse.

Im Jahr 2012 dann die Kehrtwende: Drastische Reduktion des Outputs, Konzentration aufs Wesentliche, auf die Texte, auf das, was die Autor*innen umtreibt, was sie andernorts so nicht publizieren können. Und auf die Funktion als Labor, in dem immer wieder Filmkritiker*innen ihre ersten Schritte gehen in einem intensiven Austausch mit der Redaktion, mit Maurice Lahde und Till Kadritzke, die sich ihrer annehmen, mit ihnen diskutieren und feilen an den Texten. Zu dieser Zeit übernahm nach und nach Michael Kienzl die Redaktionsleitung und brachte sein breites und eklektisches Interesse für viele unterschiedliche Formen des nicht zuletzt auch subversiven Kinos ein. Was wir als Kapitulation vor dem Markt des Click-Baitings und des Star-Gazings verstanden, entpuppte sich als größter Segen – für uns als Team und für das Magazin selbst, das seither eine stetig wachsende Zahl an Unterstützer*innen gewonnen hat, die uns abonnieren oder für unseren Erhalt spenden.

Parallel vollzog sich das, was wir, erst recht mitten in der Printkrise, nicht erwartet hatten: Redakteur*innen großer Tageszeitungen, Online-Portale und Magazine fragten vermehrt unsere Autor*innen an. Von der „Berliner Zeitung“ über den „Tagesspiegel“, den „Filmdienst“, das „Filmbulletin“ und die „taz“ bis zu „Spiegel Online“ wurden die Stimmen und die Perspektiven, die uns so wichtig waren, gebucht. Die Unterwanderung, die man hätte nicht besser planen können, begann. Der Kampf, sich aus den Widersprüchen zu befreien oder besser: sie auszuhalten, geht an allen Fronten unverändert weiter. ■

bloßen Vehikeln. Oder, ein ähnliches Sakrileg, Filme wurden auf ihre Geschichten eingedampft. Nach dem Motto: Nur die Handlung zählt. Das konnte mich dann schon ein bisschen wütend machen.

Wie es sich für Menschen am Anfang ihrer Laufbahn vermutlich gehört, insbesondere, wenn sie den Drang verspüren, etwas Neues ins Leben zu rufen, war das eigene Empfinden höchst komplex, die Wirklichkeit da draußen dagegen kompromittiert und falsch. Dass diese Wirklichkeit von Menschen gestaltet wird, die nunmal von Berufs wegen sehr konkret in Widersprüche verwickelt sind und durchaus nach Wegen suchen, produktiv mit ihnen umzugehen, konnte ich kaum anerkennen.

Interessanterweise gab es just 2005, im Jahr, nachdem wir starteten, eine lebhaft Diskussion zum Thema Filmkritik, verschriftlicht in der 2006 erschienenen Ausgabe 14 der Filmzeitschrift „Revolver“, die von Filmschaffenden herausgegeben wird. Katja Nicodemus, bis heute Filmkritikerin der Wochenzeitung „Die Zeit“, schrieb dort einige bemerkenswerte Zeilen: „So seriös, kritisch, unparteiisch wir uns als Kritiker fühlen mögen – wir kommen gar nicht umhin, immer wieder



Frédéric Jaeger hat Filmwissenschaft und Philosophie an der Freien Universität Berlin studiert. Seit 2004 ist er Chefredakteur von critic.de. Publikationen als Filmkritiker u.a. in Berliner Zeitung, Spiegel Online, taz, Der Freitag, Die Presse, Kolik.Film. Jurymitglied u.a. in Cannes, Venedig, Turin, Marseille und Oberhausen. Seit 2013 ist er geschäftsführender Vorstand des Verbands der deutschen Filmkritik. Von 2015-2020 war er Künstlerischer Leiter der Woche der Kritik Berlin. Seit 2020 leitet er die Programmorganisation des Internationalen Filmfestivals Mannheim-Heidelberg.